



**GENAU GENOMMEN
KOMMT DIE SUCHE
nach einer politischen
Bedeutung in der
Architektur und
erst recht im Städtebau
von vornherein der Suche
nach der Stecknadel im
Heuhaufen gleich**

Rasterstadtethik

Julian Schreyer

In den Achtzigerjahren erlebte der Begriff der Gleichheit innerhalb der Klassischen Archäologie eine seiner vorläufig letzten Konjunkturen. Er tat dies im Rahmen einer städtebaulichen Inselfdiskussion, welche die Bauforscher Wolfram Hoepfner und Ernst-Ludwig Schwandner ausgelöst hatten. Hoepfner und Schwandner rückten nach Ausgrabungen in der um die Mitte des vierten Jahrhunderts vor Christus gegründeten Stadt Kassope das Phänomen antiker orthogonaler Planstädte wieder in den Fokus (Abb. 1–2). Sie werteten dieses Phänomen als Ausdruck einer egalitären Gesellschaftsstruktur oder zumindest einer egalitären Gesellschaftsidee.¹

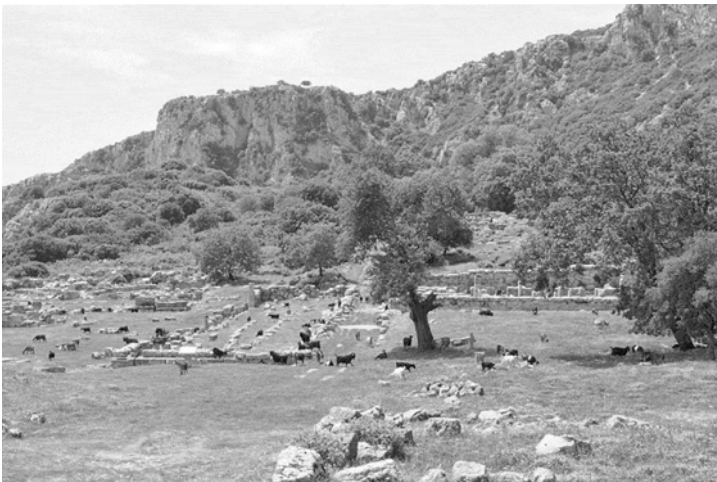



Abb. 1: Kassope, Agora und Umgebung von Siden

Julian Schreyer (Friedrich-Alexander-Universität Erlangen-Nürnberg, Institut für Klassische Archäologie);
julian.schreyer@fau.de;

 © Julian Schreyer 2025, published by transcript Verlag.

This work is licensed under the Creative Commons Attribution 4.0 (BY) license.

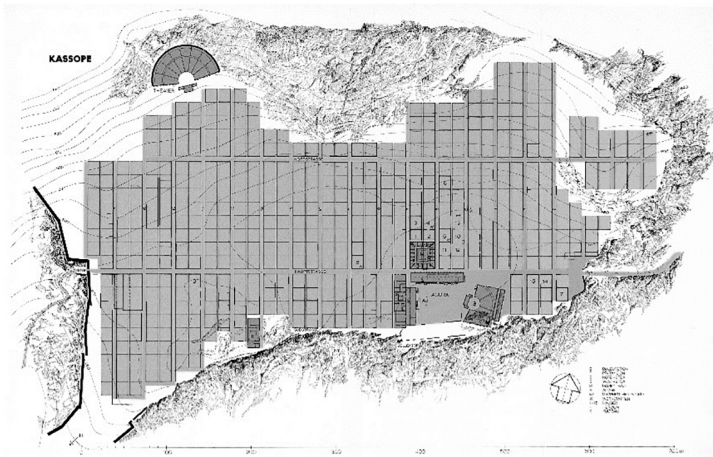


Abb. 2: Kassope, ergänzter Stadtplan mit Hervorhebung erhaltener Mauerzüge

Bereits ab dem achten Jahrhundert vor Christus waren – so scheint es – vor allem in Unteritalien griechische Städte mit langgestreckten Häuserblocks teils variierender Ausrichtung, sogenannte Streifenstädte, angelegt worden.² Dieses System wurde im fünften Jahrhundert verfeinert und vereinheitlicht. Es konnte sich fortan unter anderem durch hochgradig standardisierte Reihenhäuser auszeichnen, sogenannte Typenhäuser.

Die Weiterentwicklung lässt sich womöglich mit dem Wirken des Hippodamos von Milet in Verbindung bringen, der im selben Jahrhundert mehrere Stadtplanungen verantwortete.³ Aristoteles berichtet über ihn: »Hippodamos, der Sohn des Euryphon aus Milet, – der die Aufteilung der Städte erfand und den Piräus einteilte und aus Ehrgeiz auch sonst in seinem Leben sehr auffällig war, sodass einige fanden, er lebe zu extravagant mit der Masse der Haare und kostbarem Schmuck, außerdem mit einem einfachen, aber warmen Kleide, das er nicht nur im Winter, sondern auch in der heißen Jahreszeit trug, und der außerdem auch als kundig in der Naturphilosophie gelten wollte – war der erste, der etwas über den besten Staat zu sagen versuchte, ohne Politiker zu sein.«⁴

Wenn Hippodamos der Erfinder der Stadtaufteilung war, fragt sich, welche Kriterien er dabei verfolgte. Untergliederte er das Stadtgebiet in funktionale Areale, etwa für Wohnen, Politik und Religion? Oder ist der auch Zusatz, Hippodamos habe etwas über den besten Staat sagen wollen, auf seine konkreten Stadtgrundrisse zu beziehen? Müsstent wir demnach von einer staatstheoretisch fundierten Stadtplanung ausgehen?

Hoepfner und Schwandner jedenfalls interpretierten die Gleichförmigkeit der griechischen Planstadt, zumal in ihrer hippodamischen Ausprägung, als Instrument einer starken soziopolitischen Nivellierung. Demnach rangiere der städtische Grundriss auf einer Ebene mit Phänomenen wie einer einheitlichen Verteilung von Trinkwasseranschlüssen, einer gezielt verringerten Spanne der Lohnniveaus bei staatlichen Aufträgen oder einer Gesetzgebung gegen Gräberluxus (Abb. 3). Sie alle seien in ein radikaldemokratisches Programm der verantwortlichen Volksversammlung eingebettet gewesen.

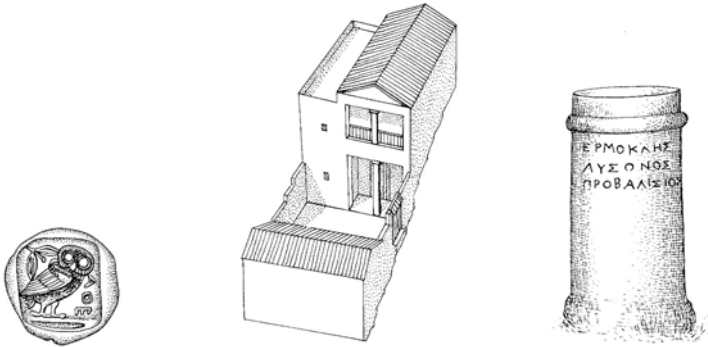


Abb. 3: Demokratische Isonomie durch Didrachmon, Typenhaus und Typengrabstein?

Die Kritik an der Vorstellung einer in Stein gegossenen Staatsform oder Gesellschaftsidee ließ nicht lange auf sich warten. Erhellend ist das Vorwort, das die beiden Bauforscher bei dem Althistoriker Christian Meier für die erste Auflage ihres Buchs »Haus und Stadt im klassischen Griechenland« von 1986 in Auftrag gegeben hatten. Darin äußerte Meier derart grundlegende Bedenken zur zentralen These des Buchs, dass das Vorwort bei der zweiten Auflage von 1994 gestrichen wurde: »Wenn die Schlüsse richtig wären, müssten wir über die griechische Polis des fünften Jahrhunderts, speziell über Athen, radikal umdenken. Aber das ist gewiss nicht der Fall.«⁵ Daneben lohnt sich ein Blick in die Diskussionsmitschriften eines von Hoepfner und Schwandner mitverantworteten Symposions, das 1987 in Konstanz stattfand und den Titel »Demokratie und Architektur« trug. Die Liste der dort nachlesbaren und seither in vielfacher Abschattung immer neu vorgetragenen Einwände ist lang.⁶

Einige Beispiele für Vorbehalte grundsätzlicher, methodischer Natur.

Erstens könne nur scheinbare Gleichheit vorliegen, sobald sich in einer bestimmten Hinsicht eine Form von Ungleichheit beobachten lasse. Aber auch ohne konkrete Evidenz könnten neben rasterförmigen Stadtgebieten auch großzügiger bemessene Quartiere wie auch ärmlichere Behausungen existiert haben. Die im Stadtplan ausgemachte Gleichheit könne dann also höchstens auf einen Teil einer Gesellschaft zutreffen.

Zweitens sei Gleichheit nicht gleich Gleichheit. Platon unterscheidet erstmals konsequent zwischen dem, was später arithmetische und geometrische beziehungsweise proportionale Gleichheit genannt wird. Im einen Fall kommt allen Menschen gleich viel zu. Im anderen Fall bekommt jeder genau so viel, wie ihm nach seinen Leistungen zusteht.⁷

Drittens könne unter politischer Gleichheit nicht ohne Weiteres die Vorstellung von Besitzgleichheit subsumiert werden; und das eröffne die Möglichkeit, sich in manchen Kontexten selbstverständlich der Normierung zu unterwerfen, es im Privaten aber ganz anders zu halten, ohne damit Anstoß zu erregen.

Viertens besitze der in Zusammenhang mit gerasterten Städten gern gebrauchte Begriff der Isonomie, Gleichordnung, eine stark oligarchische, gegen die Tyrannis gericht-

tete Bedeutung. Mit einer angenommenen demokratischen Programmatik könne diese Isonomie somit nicht in Verbindung gebracht werden.

Und fünftens sei nicht nur der antike Gleichheitsbegriff nicht zwangsläufig demokratisch gefärbt. Dasselbe gelte nämlich auch für die antiken Planstädte, von denen keineswegs alle immer eine demokratische Verfassung aufweisen – eine Feststellung, die mit Blick auf die Regelmäßigkeit absolutistischer Planstädte, nationalsozialistischer Wohnsiedlungen oder sozialistischer Plattenbauten ohnehin kaum überraschen wird.

Weitere erhobene Einwände setzen beim Augenblick der Stadtgründung an; die in diesem Moment wirksame Normierung des Stadtbildes hätte andere Gründe. Denkbar wären etwa ästhetisches Gefallen an der einheitlichen Struktur der Stadt, die ebenso suggestive wie pragmatische Bedeutung regelmäßiger Zahlenrelationen, praktische Erfordernisse von Lichteinfall, Windexposition und Wasserableitung, oder auch die Einsparung von Bauressourcen durch geteilte Außenwände. Die Annahme einer egalitären Nivellierung werde damit automatisch hinfällig.

Auch die allmähliche Etablierung sozialer Ungleichheiten im Laufe der längerfristigen Nutzung einer Planstadt führen die Kritiker ins Feld – schließlich wurden nicht selten Grundstücke zusammengelegt und einzelne Anwesen erweitert. Die im Altertum gelegentlich erhobene Forderung, Grund und Boden neu zu verteilen, um solche Besitzungleichheiten auf einen vermeintlichen Ursprungszustand zurückzusetzen, seien in der Praxis so gut wie nie verwirklicht worden.

Grenzen politischer Semantik

Nach aller geäußerten Kritik geriet die noch unbeantwortete Frage zum Verhältnis zwischen antiker Planstadt und Gleichheitsvorstellungen seit dem Ende des zwanzigsten Jahrhunderts weitgehend aus dem Blick. Wieso unbeantwortet?

Die vorgetragenen Einwände fußen auf der Vorstellung, absolute Gleichheit sei möglich; einer Vorstellung, die zu enormen, logischen Widersprüchen führt. Denn Gleichheit kann ohnehin immer nur die Übereinstimmung in mehreren Merkmalen bei klarer Verschiedenheit in wenigen Merkmalen sein, andernfalls läge Identität vor.⁸ Muss die Diskussion um die gesellschaftlich-ideologische Semantik der antiken Rasterstadt also neu aufgerollt werden?

Das Problem liegt noch tiefer. Genau genommen kommt die Suche nach einer politischen Bedeutung in der Architektur und erst recht im Städtebau nämlich von vornherein einer Suche nach der Stecknadel im Heuhaufen gleich.⁹ Ein Blick auf die fundamentalen Ontologien unserer materiellen Umwelt macht dies rasch deutlich. Ideen schlagen sich nach der platonischen Lehre allenfalls höchst korrumpiert und entstellt in den materiellen Dingen nieder; Entsprechendes würde, folgten wir versuchsweise dieser Auffassung, konsequenterweise auch für die Idee der Gleichheit und die materiellen Städte der Griechen gelten. Der aristotelische Ansatz dagegen sieht Materie und Formen in einem untrennbaren Zusammenhang, noch dazu einem Zusammenhang, der einer fortwährenden Transformation unterliegt. Jede geometrische Form, etwa ein Quader, bedarf eines materiellen Trägermaterials, etwa Lehm oder Marmor. Umgekehrt kann ein Material wie

Lehm gar nicht anders als in einer Form, etwa eines Klumpens oder Quaders in Erscheinung treten.

Speziell für die Architektur zeigt der Architekturtheoretiker Jörg Gleiter drei zentrale Implikationen des aristotelischen Hylemorphismus auf.¹⁰ Erstens Formüberschuss: Ein Stoff kann ganz unterschiedliche Formen annehmen. Er beinhaltet zahllose Potentialitäten, aus denen der Baumeister – oder wer auch immer – genau eine herausgreift. Zweitens die Erkenntnistheorie: In die Formung eines Stoffes fließt vor allem technisches Wissen des Handwerkers ein. Umgekehrt kann aber auch aus der Materialform ›Wissen‹ abgeleitet werden. Drittens ein konstruktives Prinzip: So groß die Freiheiten auch sein mögen, mit denen der Baumeister durch den Formüberschuss ausgestattet ist, so sehr unterliegt der bautechnische Hylemorphismus doch der Notwendigkeit, dass sich der zugehauene Quaderstein oder der gebrannte Lehmziegel am Ende in einen konstruktiven Zusammenhang einfügen soll. Er soll Teil einer Wand und einer Mauer werden, und genauso geht es weiter: Die einzelne Mauer wiederum ist von vornherein darauf angelegt, sich mit weiteren Mauern zu einem Raum zu verbinden, der Raum mit weiteren Räumen zu einem Haus, weitere Häuser zu einem Block, weitere Blocks zu einem Stadtbild.

Welche Ontologie man auch anwendet: Die Suche nach dem konkreten, materiell-visuellen Niederschlag eines abstrakten, politischen Schlagworts wie dem der Gleichheit erscheint vor diesem Hintergrund kein besonders aussichtsreiches Unterfangen zu sein. Entweder können wir gar nicht wissen, wie eine materialisierte Gleichheit aussehen soll, und müssen damit rechnen, höchstens stark entstellte Derivate dieses Begriffs vorzufinden. Halten wir diese Sicht nicht für plausibel, müssten wir auf die aristotelische Taxonomie umschwenken; um dann festzustellen, dass in der wechselvollen Biographie eines antiken Stadtbildes eine egalitäre Wertvorstellung nur als einer von mehreren Unterpunkten und als eines von mehreren Prinzipien aufscheinen kann, nämlich als dasjenige des erkenntnistheoretischen Prinzips. Das macht es methodisch nicht leichter.

Es entsteht der Eindruck, dass die vor vier Jahrzehnten geführte Debatte um den egalitären Grundriss griechischer Städte allzu optimistisch von der sprachanalytischen Vorstellung ausging, Architektur sei Träger von Bedeutungen, auch politischen Bedeutungen. Die Zyklen, in denen solche Vorstellungen einer ›architecture parlante‹ in der europäischen Geistesgeschichte abwechselnd ausgerufen und anschließend obsolet wurden, sprechen eine eigene Sprache. Die allgemeine Ratlosigkeit, die sich am vorläufigen Schlusspunkt der stadarchäologischen Gleichheitsdebatte breit machte, war also vielleicht schon von Anfang an in ihr angelegt.

Ethische Dimensionen

Vielversprechender als im urbanistischen Befund auf die Suche nach spezifischen, politischen Bedeutungen zu gehen – was im Übrigen auch das Risiko bürge, antike Ideologeme von Isonomie et cetera unkritisch zu reproduzieren – scheint es, nach der ethischen Bedeutung eines erkennbar normierten Stadtbildes zu fragen.

Fassen wir dazu die Ausgangslage nochmals zusammen. Städte wie der Piräus, Priene, Olynth und viele andere setzten sich fast vollständig aus korrespondierenden Grund-

formen von radikaler Einfachheit zusammen (Abb. 4). Mittels gerader Linien wurden Verkehrsflächen definiert, also Plätze, Straßen, Gassen. Dazwischen wurden rechteckige Grundstückspartellen einheitlicher Proportion und Größe aufgespannt. Die Parzellen bebaute man bis zum Rand mit Räumen, Verteilergängen, Treppenhäusern, Innenhöfen und Dachkonstruktionen. Bei solchen Bauten handelte es sich im Prinzip um Quader und Prismen, die in Größe und Lage auch parzellenübergreifend miteinander korrespondierten.

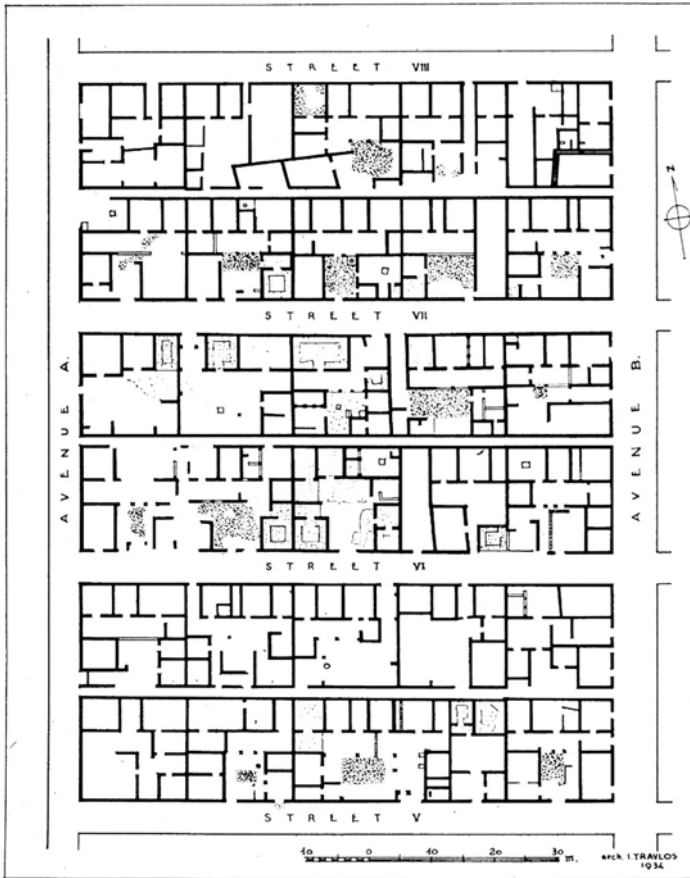


Abb. 4: Olynth, Blocks AV bis AVII

Zwar kam es gegenüber dieser geometrisch klaren Struktur in der konkreten Ausführung normalerweise zu Abweichungen aller Art, etwa durch Wahlmöglichkeiten bereits bei der Grundrissplanung und erst recht durch bauliche Modifikationen im Laufe der Zeit.¹¹ Diese Modifikationen waren einerseits weder so gering, dass sie im Plan nicht mehr erkennbar wären. Sie waren aber in der Regel auch nicht so tiefgreifend, dass es

das System der klaren Formen gänzlich tilgen würde. Die klaren Formen bildeten somit weiterhin Bezugssystem jeder leiblichen und visuellen Interaktion mit dem Stadtkörper.

Das Stadtbild setzte sich also aus geometrischen Modulen übereinstimmender Ausrichtung, Proportionierung und Größe, aber unterschiedlicher Lage zusammen. Zwischen den Modulen herrscht weder Ähnlichkeit noch Identität, sondern Gleichheit. Inwiefern ist dieser formale Zusammenhang aber auch als ein ethischer Zusammenhang zu verstehen?¹²

Betrachtet man die Rasterstadt vor der Kontrastfolie des entgegengesetzten Extrems eines entropisch wuchernden Siedlungskonglomerats (Abb. 5), lassen sich drei Perspektiven herausarbeiten. Erstens besaß eine möglichst rationale und auf einfachen geometrischen Elementen beruhende Rasterstruktur bereits während der Planungs- und Bauphase einen großen Vorzug: Sie kam mit einem Minimum an Entscheidungen und Kommunikation aus. Dies führte zu Effizienz und Kostenersparnis. Im Zusammenspiel der vielen beteiligten städtebaulichen Akteure schuf es produktive Transparenz.

Zweitens profitiert der Städtebau auch unter hygienischen Gesichtspunkten von einer Rasterstruktur. Geradlinige Straßen in zumeist nicht völlig planem Gelände wurden bei Regen effektiver von Unrat gereinigt, egal ob sie über einem Abwasserkanal verliefen oder selbst als Kanalisation dienten. Seit dem Werk »Über Luft, Wasser und Ortslagen« im Corpus Hippocraticum aus dem fünften Jahrhundert vor Christus verweisen antike Traktate stereotyp auf die Notwendigkeit, klimatische Rahmenbedingungen zu berücksichtigen. Dabei gewinnt die Ausrichtung von Architektur zu Sonne und Wind ihre Relevanz fraglos erst dann, wenn sie nicht ein einzelnes Haus oder ein Quartier betrifft, sondern möglichst alle Teile einer Stadt.

Neben einer solchen Verbesserung der Lebensbedingungen kann sich die Rasterstadt aber auch auf den Zugriff des Menschen auf seine Umwelt auswirken. Sie begünstigt nämlich – drittens – gewissermaßen ein vergleichendes Sehen im städtischen Zusammenhang. Der Betrachter wird durch einfache Strukturen in die Lage versetzt, ohne größere Schwierigkeiten Vergleiche innerhalb einer Stadt und zwischen den baulichen Hüllen ihrer Bewohner anzustellen.¹³ So ließ sich ohne Weiteres erkennen, wenn sich ein Haus über die gemeinsame Fassadenlinie oder auf benachbarte Parzellen ausgedehnt hatte. Auch die Skala von repräsentativen über unauffällige bis hin zu vernachlässigten und verfallenen Gebäuden – alles Eigenschaften, die sich vornehmlich durch eine solche vergleichende Betrachtung erkennen und bewerten lassen – trat im normierten Bezugssystem in gesteigerter Klarheit zutage. Sie tat dies nicht nur zwischen unmittelbar benachbarten Häusern, sondern auch über größere innerstädtische Distanzen hinweg. Die Parzellen und Behausungen einer Stadt werden zu wechselseitigen Tertia Comparationis.

Das vergleichende Sehen in der Rasterstadt wie auch in einem rasterförmigen Stadtviertel könnte man als ein ideologisch offenes Sehen bezeichnen. Es ist unabhängig von Verfassungen und politischen Strukturen und hat in einer radikaldemokratischen Polis genauso seinen Platz wie in einer hellenistischen Königsmetropole. Wer von der arithmetischen Gleichheit aller Bürger ausging, der musste sich zwangsläufig an jeder, anhand der grundlegenden Ordnungsstruktur leicht bestimmbaren Verschiedenheit stoßen. Wer dagegen einen proportionalen Gleichheitsbegriff für angemessen hielt, mag umgekehrt die weitgehende Normierung der Straßenrandbebauung als unbefriedigend

empfunden haben.¹⁴ Das historische Phänomen der orthogonalen Planstadt und ihrer Typenhäuser als urbanistische Folie hat das Potential, zu einer alltagsfundierte und vorschlaglichen Arbeit am Begriff der Gleichheit beizutragen.

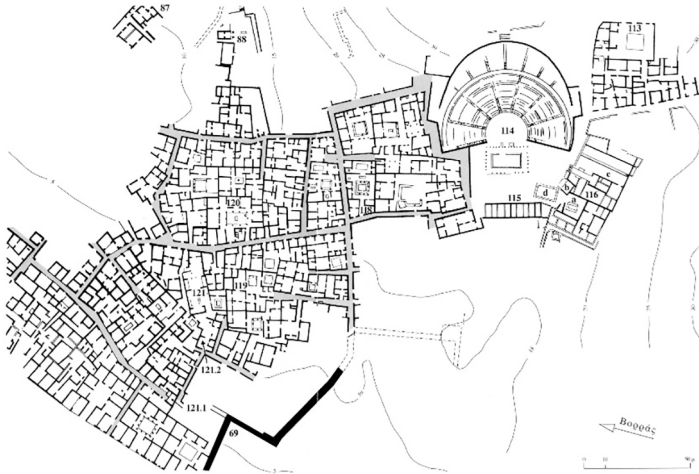


Abb. 5: Delos, Theaterquartier

Anmerkungen

- 1 Hoepfner – Schwandner 1986; 1994; Schuller u.a. 1989. Zu philosophischen und politischen Gleichheitskonzepten, zu denen eine solche Lesart des urbanistischen Befundes in Relation zu setzen wäre, vgl. Müller 1965 und Schubert 2021.
- 2 Haug 2007; Mertens 2014.
- 3 Schubert – Muss 1983/1984; Gehrke 1989; Szidat 1980; Raeck 2005.
- 4 Aristot. pol. 1267b: Ἰππόδαμος δὲ Εὐρυφώντος Μιλήσιος (ὅς καὶ τὴν τῶν πόλεων διαίρεσιν εὗρε καὶ τὸν Πειραιᾶ κατέτεμεν, γενόμενος καὶ περὶ τὸν ἄλλον βίον περιττότερος διὰ φιλοτιμίαν οὕτως ὥστε δοκεῖν ἐνίοις ζῆν περιεργότερον τριχῶν τε πλήθει καὶ κόσμῳ πολυτελεῖ, ἔτι δὲ ἐσθῆτος εὐτελοῦς μὲν ἀλεινῆς δέ, οὐκ ἐν τῷ χειμῶνι μόνον ἀλλὰ καὶ περὶ τοὺς θερινοὺς χρόνους, λόγιος δὲ καὶ περὶ τὴν ὄλην φύσιν εἶναι βουλόμενος) πρῶτος τῶν μὴ πολιτευομένων ἐνεχειρήσει τε περὶ πολιτείας εἰπεῖν τῆς ἀρίστης. Übers. O. Gigon, abgeändert.
- 5 Meier 1986, X.
- 6 Eine der vorläufig letzten Wortmeldungen: Lohmann 2018/2019.
- 7 Plat. leg. 757 a-c: δυοῖν γὰρ ἰσοτήτοι οὖσαι, ὁμνύμοι μὲν, ἔργω δὲ εἰς πολλὰ σχεδὸν ἐναντίαι, τὴν μὲν ἐτέραν εἰς τὰς τιμὰς πᾶσα πόλις ἰκανὴ παραγαγεῖν καὶ πᾶς νομοθέτης, τὴν μέτρῳ ἴσῃν καὶ σταθμῷ καὶ ἀριθμῷ, κλήρῳ ἀπευθύνων εἰς τὰς διανομὰς αὐτήν: τὴν δὲ ἀληθεστάτην καὶ ἀρίστην ἰσότητα οὐκέτι ῥᾶδιον παντὶ ἰδεῖν.

Διὸς γὰρ δὴ κρίσις ἐστὶ, καὶ τοῖς ἀνθρώποις ἀεὶ σμικρὰ μὲν ἐπαρκεῖ, πᾶν δὲ ὅσον ἂν ἐπαρκεῖσθαι πόλεις ἢ καὶ ἰδιώταις, πάντ' ἀγαθὰ ἀπεργάζεται· τῷ μὲν γὰρ μείζονι πλείω, τῷ δ' ἐλάττω σμικρότερα νέμει, μέτρια διδοῦσα πρὸς τὴν αὐτῶν φύσιν ἑκατέρω, καὶ δὴ καὶ τιμὰς μείζουσι μὲν πρὸς ἀρετὴν ἀεὶ μείζους, τοῖς δὲ τοῦναντίον ἔχουσιν ἀρετῆς τε καὶ παιδείας τὸ πρέπον ἑκατέροις ἀπονέμει κατὰ λόγον. ἔστιν γὰρ δήπου καὶ τὸ πολιτικὸν ἡμῖν ἀεὶ τοῦτ' αὐτὸ τὸ δίκαιον: οὗ καὶ νῦν ἡμᾶς ὀρεγομένους δεῖ καὶ πρὸς ταύτην τὴν ἰσότητά, ὣς Κλεινία, ἀποβλέποντας, τὴν νῦν φουομένην κατοικίξειν πόλιν. – »Von den zwei Gleichheiten, die es gibt und die zwar denselben Namen haben, in Wirklichkeit aber in vielem einander geradezu entgegengesetzt sind, vermag die eine jeder Staat und jeder Gesetzgeber bei den Ehrungen einzuführen, nämlich die nach Maß, Gewicht und Zahl gleiche, indem er sie bei den Verteilungen durch das Los herstellt; aber die wahrste und beste Gleichheit vermag nicht mehr jeder so leicht zu erkennen. Denn sie besteht in einer Entscheidung des Zeus, und den Menschen steht sie immer nur in geringem Umfang zu Gebote; doch alles, was davon etwa den Staaten oder auch den einzelnen zu Gebote steht, das bewirkt lauter Gutes. Dem Größeren teilt sie nämlich mehr, dem Kleineren weniger zu und schenkt so jedem das, was seiner Natur angemessen ist; und so misst sie auch den an Tugend Größeren stets größere Ehren, den an Tugend und Bildung jenen Entgegengesetzten aber das jeder Seite Gebührende im entsprechenden Verhältnis zu. Denn es ist doch wohl auch das Wesen der Staatskunst für uns stets eben dies: das Gerechte. Danach müssen wir auch jetzt streben und auf diese Gleichheit, lieber Kleinias, unser Auge richten, wenn wir den jetzt entstehenden Staat gründen.« Übers. K. Schöpssau, abgeändert. – Zu den beiden Gleichheiten weiterführend Dann 1975; Thraede 1981.

- 8 Vgl. einführende Thesen zur Gleichheit bei Dann 1998.
- 9 Zur ideengeschichtlichen Tiefenschärfe jüngerer architekturtheoretischer Ansätze aufschlussreich Gleiter 2022, 199–210.
- 10 Gleiter 2022, 200–203.
- 11 Vgl. Maschek 2014.
- 12 Zu den ethischen Dimensionen von Architektur Illies – Ray 2014, 57–83.
- 13 Dies unabhängig von bzw. ergänzend zu anderen Vergleichsmitteln, beispielsweise den an den Hauseingängen von Olynth angebrachten Tafeln mit u. a. Angabe der – lageabhängig stark divergierenden – Kaufpreise, vgl. Kolb 1984, 137 f.
- 14 Beide Stadttypen unterscheidet und empfiehlt zu kombinieren Aristot. pol. 1330b.

Literatur

- Busquets u. a. 2020: J. Busquets – D. Yang – M. Keller (Hg.), *Urban Grids. Handbook for Regular City Design* (Novato 2020)
- Cahill 2002: N. Cahill, *Household and City Organization at Olynthus* (New Haven 2002)
- Dann 1975: *Geschichtliche Grundbegriffe II* (1975) 997–1046 s. v. Gleichheit (O. Dann)
- Dietl u. a. 2014: A. Dietl – W. Schöller – D. Steuernagel (Hg.), *Utopie, Fiktion, Planung. Stadtentwürfe zwischen Antike und früher Neuzeit, Akten der Internationalen Tagung Regensburg, 14.–16. November 2013* (Regensburg 2014)

- Fehr 1980: Kosmos und Chreia. Der Sieg der reinen über die praktische Vernunft in der griechischen Stadtarchitektur des 4. Jhs. v. Chr., *Hephaistos* 2, 1980, 155–185
- Gehrke 1989: H.-J. Gehrke, Bemerkungen zu Hippodamos von Milet, in: Schuller u.a. 1989, 58–69
- Gleiter 2022: J. H. Gleiter, *Architekturtheorie* (Hamburg 2022)
- Haug 2007: A. Haug, Faszination der Geometrie. Sizilische Stadtgründungen als systematische Planentwürfe?, *Hephaistos* 25, 2007, 45–67
- Hoepfner – Schwandner 1986: W. Hoepfner – E.-L. Schwandner, *Haus und Stadt im klassischen Griechenland* (München 1986)
- Hoepfner – Schwandner 1994: W. Hoepfner – E.-L. Schwandner, *Haus und Stadt im klassischen Griechenland* ²(München 1994)
- Illies – Ray 2014: Ch. Illies – N. Ray, *Philosophy of Architecture* (Cambridge 2014)
- Kolb 1984: F. Kolb, *Die Stadt im Altertum* (München 1984)
- Lampugnani 1986: V. M. Lampugnani, *Architektur als Kultur. Die Idee und die Formen* (Köln 1986)
- Lampugnani 2014: V. M. Lampugnani, Das Gespenst der Monotonie = Monotonie (2014), in: ders. (Hg.), *radikal normal. Positionen zur Architektur der Stadt* (Ostfildern 2014) 26–30
- Lohmann 2018/2019: H. Lohmann, Hippodamos und die ›Entdeckung‹ des ›Typenhouses‹, *Boreas* 41/42, 1–20
- Malkin 2022: I. Malkin, Reflections on egalitarianism and the foundation of Greek poleis, in: S. Greaves – A. Wallace-Hadrill (Hg.), *Rome and the Colonial City. Rethinking the Grid* (Havertown 2022) 27–40
- Maschek 2014: D. Maschek, Zwischen erdachtem, erzähltem und gebautem Raum. Eine mehrschichtige Lektüre der griechischen Stadt im 5. und 4. Jh. v. Chr., in: Dietl u.a. 2014, 53–67
- Meier 1986: C. Meier, Vorwort, in: Hoepfner – Schwandner 1986, IX–XII
- Mertens 2014: D. Mertens, Erwartung und Wirklichkeit – Stadtplanung in den griechischen Kolonien, in: Dietl u.a. 2014, 35–52
- Müller 1965: C. W. Müller, Gleiches zu Gleichem. Ein Prinzip des frühgriechischen Denkens (Wiesbaden 1965)
- Raeck 2004: W. Raeck, Plan und Überbau. Griechische Planstädte und ihre politische Interpretation, in: W. Raeck – D. Steuernagel (Hg.), *Das Gebaute und das Gedachte. Siedlungsform, Architektur und Gesellschaft in prähistorischen und antiken Kulturen* (Bonn 2012) 125–138
- Raeck 2005: W. Raeck, Hippodamos und Pytheos. Zum Bild des Stadtplaners in der griechischen Klassik, *Synergia. Festschrift Friedrich Krinzing* (Wien 2005) 339–342
- Schubert – Muss 1983/1984: C. Triebel-Schubert – U. Muss, Hippodamos von Milet. Staatstheoretiker oder Stadtplaner?, *Hephaistos* 5/6, 1983/1984, 37–59
- Schubert 1996: C. Schubert, *Land und Raum in der römischen Republik. Die Kunst des Teilens* (Darmstadt 1996)
- Schubert 2021: C. Schubert, *Isonomia. Entwicklung und Geschichte* (Berlin 2021)
- Schuller u.a. 1989: W. Schuller – W. Hoepfner – E.-L. Schwandner (Hg.) *Demokratie und Architektur. Der hippodamische Städtebau und die Entstehung der Demokratie. Konstanzer Symposion vom 17. bis 19. Juli 1987* (München 1989)

- ShipleY 2005: G. Shipley, Little Boxes on the Hillside. Greek Town Planning, Hippodamos, and Polis Ideology, in: M. H. Hansen (Hg.), *The Imaginary Polis* (Kopenhagen 2005) 335–403
- Szidat 1980: J. Szidat, Hippodamos von Milet. Seine Rolle in Theorie und Praxis der griechischen Stadtplanung, *BjB* 1980, 31–44
- Thraede 1981: *Reallexikon für Antike und Christentum XI* (1981) 122–164 s. v. Gleichheit (K. Thraede)

Abbildungsnachweis

- Abb. 1: Wikimedia Commons, CC BY-SA 4.0
- Abb. 2: Hoepfner – Schwandner 1994, 120 Abb. 96
- Abb. 3: Hoepfner – Schwandner 1994, Abb. 253
- Abb. 4: D. Robinson — W. Graham, *Excavation at Olynthus, Part VIII, The Hellenic House* (Baltimore 1938) Taf. 94
- Abb. 5: M. Trümper, *Die ›Agora des Italiens‹ in Delos. Baugeschichte, Architektur, Ausstattung und Funktion einer späthellenistischen Porticus-Anlage* (Rahden 2008) 1
Abb. 7

